

Rin Usami

Idol in Flammen

Kiepenheuer & Witsch

Rin Usami

Idol in Flammen

Roman

Aus dem Japanischen von Luise Steggewentz

Mein Idol steht in Flammen. Er soll einen Fan geschlagen haben. Noch ist kein einziges Detail bekannt. Und obwohl noch nichts bekannt ist, ist das Netz über Nacht zu einem Fegefeuer geworden. Die schwüle Hitze hat mich schlecht schlafen lassen, aber vielleicht hat mich auch eine böse Vorahnung geweckt. Als ich nach meinem Handy greife, um nach der Uhrzeit zu sehen, ist in den sozialen Netzwerken bereits die Hölle los. <Masaki soll einen Fan geschlagen haben> lesen meine müden Augen, und für einen Moment fühle ich mich wie im Film. An der Rückseite meiner Oberschenkel klebt Nachtschweiß. Nachdem ich im Netz die Nachrichten gecheckt habe, kann ich mich nur noch auf mein Bett kauern, von dem die dünne Sommerdecke heruntergefallen ist, und zusehen, wie sich die Posts vervielfältigen und die Flammen um sich greifen, wobei mich nur eins interessiert: Wie geht es meinem Idol?

<Bist du okay?> Narumis Message legt sich wie ein Balken über Masakis Augen auf dem Sperrbildschirm, wodurch sein Bild wie ein Verbrecherfoto aussieht.

»Bist du okay?«, fragt Narumi noch einmal, als sie sich am nächsten Morgen in letzter Sekunde zu mir in

die Bahn stürzt. Sie spricht offline genau wie online. »Nichts ist okay«, sage ich, während mir auffällt, dass Narumis mitleidiges Gesicht mit den aufgerissenen Augen und besorgt zusammengezogenen Brauen wie ein Emoji aussieht. »Stimmt, wie auch.« »Ja, wie auch.« Narumi, die die obersten zwei Knöpfe ihrer Schuluniformbluse geöffnet hat, lässt sich in den Sitz neben mir fallen, und ich nehme den frischen Zitrusduft ihres Deos wahr. Ich entsperre meinen Handybildschirm, auf dem ich im grellen Sonnenlicht kaum etwas erkennen kann, mit 0815, Masakis Geburtsdatum, und gehe ohne nachzudenken auf eine Social-Media-App, die voll mit den geistigen Ausdünstungen unzähliger Menschen ist.

»Harter Shitstorm?«, fragt Narumi und zückt ebenfalls ihr Handy. In ihrer durchsichtigen Smartphonehülle stecken kleine dunkle Fotos. »Hey, Polaroids«, sage ich. »Mega, oder?« Narumi grinst unbekümmert wie ein Line-Sticker. Sie wechselt ihre Gesichtsausdrücke wie Emojis und spricht nur in knappen Sätzen. Bei ihr wirkt das nicht falsch oder aufgesetzt, vermutlich will sie sich selbst bloß so stark wie möglich vereinfachen. »Wie viele Fotos hast du gemacht?« »Zehn.« »Wow, krass, aber das heißt ja ... zehntausend Yen?« »Wenn man den Wert bedenkt ... oder?« »Günstig. Megagünstig.«

Die Underground-Boyband, auf die Narumi gerade steht, bietet ihren Fans den Service, nach Konzerten zusammen mit dem jeweiligen Idol bezahlte Polaroids zu

machen. Auf den Fotos, die Narumi mir zeigt, hat sie ihre langen Haare zu einem hübschen Zopf geflochten. Auf manchen legt ihr Idol den Arm um sie, oder die beiden drücken ihre Wangen aneinander. Bis zum letzten Jahr war Narumi Fan einer bekannten Idol-Band, aber jetzt lautet ihr Motto: »Lieber unbekannt, aber mit Anfassen, als bekannt, aber ohne.« »Komm doch mal mit, Akari, es macht süchtig. Dein Idol erkennt dich, du kannst ihn Backstage treffen, und ihr könntet sogar zusammenkommen.«

Ich will Masaki gar nicht anfassen. Klar gehe ich auch zu Events, bei denen ich ihm die Hand schütteln darf, aber eigentlich will ich in der Masse der Fans verschwinden. Ich will zu einem Teil des Applauses, der Jubelrufe, der anonymen Danke-Kommentare unter einem seiner Posts werden.

»Als ich ihn umarmt habe, hat er mir das Haar aus dem Gesicht gestrichen, und erst dachte ich, es hätte sich was darin verfangen, aber dann«, Narumi senkt ihre Stimme, »meinte er, ich würde gut riechen.«

»Heftig«, sage ich mit Betonung auf dem E. »Ja, oder? Also für mich gibt's kein Zurück.« Narumi steckt die Polaroids wieder in ihre Handyhülle. Der Sänger, von dem sie bis zum letzten Jahr geschwärmt hat, hat alles hingeschmissen, um im Ausland zu studieren. Nach der Pressemitteilung kam Narumi drei Tage lang nicht zur Schule.

»Versteh ich«, antworte ich. Der Schatten eines Strommasts wandert über unsere Gesichter. Narumi senkt ab-

rupt den Kopf, als ob sie es bereut, so viel Freude zur Schau gestellt zu haben, und während sie auf die rosa Kniescheiben ihrer ausgestreckten Beine starrt, flüstert sie ernst: »Jedenfalls bist du total stark, Akari, dass du heute trotzdem zur Schule gehst. Echt stark, dass du noch gehst.«

»Hast du gerade ›echt stark, dass du noch gehst‹ gesagt?«

»Ja, wieso?«

»Erst habe ich ›echt stark, dass du noch lebst‹ verstanden.«

Narumi hustet, als hätte sie sich am Lachen verschluckt. »Das natürlich auch«, sagt sie.

»Das eigene Idol ist wirklich eine Sache von Leben und Tod«, sage ich.

Danke, dass du geboren wurdest; ich sterbe, wenn ich kein Konzertticket kriege; ich heirate ihn, wenn sich unsere Blicke treffen – Fans neigen zu Übertreibungen und Narumi und ich sind da keine Ausnahmen, aber diesmal meine ich es ernst. Ich finde es nicht richtig, nur verheiratet zu sein, wenn es gerade gut läuft, und so halte ich es auch mit meinem Dasein als Fan, also tippe ich: <Mein Idol bleibt mein Idol, in guten wie in schlechten Zeiten.> Die Bahn hält an, und das Zirpen der Zikaden wird lauter. Ich drücke auf Teilen. Von neben mir bekomme ich einen Like.

Ich habe vergessen, meinen Rucksack nach Masakis letztem Konzert auszuräumen. In der Schule kann ich nur

den Kugelschreiber und die leeren Zettel zum Notieren meiner Eindrücke gebrauchen, also schaue ich in Klassisches Japanisch bei meiner Sitznachbarin ins Buch, leihe mir das Mathebuch aus und stehe im Schwimmunterricht am Beckenrand, weil ich natürlich auch keinen Badeanzug dabei habe.

Beim Schwimmen ist mir das nie aufgefallen, aber vom Rand aus wirkt das Wasser, das über dem gefliesten Boden Wellen schlägt, irgendwie schleimig. Nicht Schmutz oder Sonnencreme, sondern etwas Abstrakteres, Fleischähnliches scheint sich darin aufzulösen. Wasser schwappt auf die Füße von uns Beobachterinnen. Die Zweite ist ein Mädchen aus der Nachbarklasse. Sie trägt über ihrer Sommeruniform eine dünne weiße Kapuzenjacke mit langen Ärmeln und steht ganz nah am Rand, wo sie wie ich Schwimmbretter verteilt. Jedes Mal, wenn Wasser auf ihre nackten Füße spritzt, sticht mir das krasse Weiß ihrer Haut in die Augen. Die nassschwarzen Badeanzüge und Badehosen, die aus dem Wasser kommen, sehen auch schleimig aus. Meine Mitschüler greifen nach dem silbernen Geländer oder stützen sich auf dem gelb geriffelten Beckenrand ab und erinnern mich an Seerobben, Delfine oder Killerwale, die bei einer Aquarium-Show ihre schweren Körper auf die Bühne hieven. Sie nehmen sich nacheinander ein Brett von den Stapeln, die wir ihnen entgegenhalten, und während sie sich bedanken, trieft Wasser von ihren

Wangen und Oberarmen und hinterlässt auf den trockenen hellen Brettern dunkle Flecken. Mein Fleisch ist schwer. Meine Füße, die beim Auftreten Wasser hochspritzen lassen, meine sich jeden Monat häutende Gebärmutter, alles an meinem Körper fühlt sich schwer an. Gerade erklärt Kyoko, unsere mit Abstand jüngste Lehrerin, dass man die Arme im selben Rhythmus wie die Beine bewegen und die Oberschenkel anspannen müsse. »Nur mit den Füßen zu strampeln, wie es einige von euch tun, kostet viel zu viel Kraft.«

Wir haben auch Biologie bei Kyoko. Sie sagt Wörter wie Eierstöcke oder Schwellkörper so emotionslos, dass es zum Glück nicht peinlich wird, aber die Vorstellung, dass wir im Grunde dieselbe Funktion wie Tiere erfüllen, lastet trotzdem schwer auf mir.

So wie Bettwäsche zerknittert, nur weil jemand darin schläft und wieder aufwacht, hinterlässt das Leben bei einem Menschen Spuren, nur weil er zufällig lebt. Man muss die Gesichtsmuskeln heben, um sich zu unterhalten, sich waschen, weil der Körper Schmutz produziert, die Nägel schneiden, weil sie wachsen. Aber ich schaffe nicht einmal dieses absolute Minimum, selbst wenn ich meine ganze Kraft dafür aufbringe. Immer schlägt mein Körper viel zu früh einen anderen Weg als mein Wille ein.

Auf Empfehlung der Schulpsychologin habe ich mich einmal untersuchen lassen und zwei Diagnosen erhalten. Aber weil mir von den verschriebenen Medikamenten

schlecht wurde, schwänzte ich meine Arzttermine, bis ich irgendwann gar keinen Antrieb mehr hatte, in die Klinik zu gehen. Dass diese Schwere in meinem Körper endlich einen Namen bekommen hatte, erleichterte mich anfangs, aber ich merke auch, wie sich ein Teil von mir seitdem noch mehr darauf stützt und daran festklammert. Ich kann der Schwere nur entkommen, wenn ich mich mit Masaki, mit meinem Idol, beschäftige.

Meine allererste Kindheitserinnerung ist eine grüne Gestalt, zu der ich von unten aufschaue. Der damals zwölfjährige Masaki spielte die Rolle des Peter Pan. Ich war vier Jahre alt. Mein Leben hat also sozusagen damit begonnen, dass mein Idol an einem Draht hängend über meinem Kopf schwebte.

Zu meinem Idol ist er allerdings erst viel später geworden, und zwar an dem Tag, als ich, kurz nach meinem Eintritt in die Highschool, das Training für das Sportfest im Mai schwänzte und stattdessen unter meiner dünnen Bettdecke lag, aus der beide Arme und Beine herauschauten. An meinen langen Zehennägeln haftete noch die Erschöpfung vom vielen Herumrennen. Das leise Geräusch eines Ballspiels in meinen Ohren. Mit jedem dumpfen Aufprall tauchte mein Bewusstsein knappe anderthalb Zentimeter weiter aus der Tiefe des Schlafs auf.

Ich hatte den Sportanzug, den ich zwei Tage zuvor in Vorbereitung auf das Training gewaschen hatte, nicht

mehr finden können. Um sechs Uhr morgens hatte ich in Schuluniformbluse und Unterwäsche mein ganzes Zimmer abgesucht, doch der Anzug war nicht auffindbar, weshalb ich mich zurück in den Schlaf geflüchtet hatte, aus dem ich erst mittags wieder erwachte. Natürlich hatte sich nichts an meiner Situation geändert. Mein durchwühltes Zimmer glich dem Spülbecken in dem Lokal, in dem ich jobbte, es war nicht dagegen anzukommen.

Als ich die Dinge unter meinem Bett hervorzog, kam eine angestaubte grüne DVD zum Vorschein. Es war ein Mitschnitt des Peter-Pan-Theaterstücks, das ich als Kind besucht hatte. Ich schob die DVD in den Player und sah das farbenfrohe Intro. Ab und zu zogen Streifen über das Bild, die Disc schien also beschädigt zu sein.

Das Erste, was ich spürte, war Schmerz. Ein kurzes, dumpfes Stechen, das sich in meinen Körper bohrte und kurz darauf von einem Gefühl wie bei einem heftigen Stoß abgelöst wurde. Während der Junge auf dem Bildschirm seine Hände an den Fensterrahmen legte, heimlich ins Zimmer glitt und in seinen Stiefelchen durch den Raum schwebte, fraßen sich die Spitzen seiner Schuhe in mein Herz und stießen es mühelos in die Höhe. Ich kannte diesen Schmerz. Eigentlich hatte er sich damals in meinem ersten Highschool-Jahr schon so lange mit meinem Fleisch vertraut gemacht, dass er sich normalerweise versteckt hielt und nur manchmal wie

eine plötzliche Erinnerung als Taubheitsgefühl bemerkbar machte. Doch in diesem Moment spürte ich ihn so stark wie eine Vierjährige, die hinfällt und als natürliche Reaktion in Tränen ausbricht. Es war, als strahlte der Schmerz in alle Richtungen aus, als gebe er meinem Körper die Empfindungen zurück. In dem körnigen Videobild ergossen sich Farbe und Licht, und die Welt wurde klarer und heller. Ein kleiner grüner Körper, der sanft an das Bett eines Mädchens schwebt und ihr kurz auf die Schulter klopft. Er schüttelt sie. Wach auf, ertönt seine glockenklare Stimme, und ich dachte, ja, das ist wirklich Peter Pan. Es ist derselbe Junge, der damals über meinem Kopf geschwebt ist.

Peter Pans Augen funkeln frech, während er seinen gesamten Rollentext laut herausschreit. Er betont alles gleich, rattert die Sätze herunter und macht übertriebene Gesten, aber während er Luft holt und angestrengt Laute von sich gibt, bringt er mich dazu, im selben Rhythmus ein- und wieder auszuatmen. Ich versuche, mit ihm zu verschmelzen. Wenn er rennt, spannen sich meine blasen, untrainierten Oberschenkel an. Wenn er weint, weil ein Hund seinen Schatten zu fassen bekommen hat, will ich ihn in meine Arme schließen, denn seine Traurigkeit ist auf mich übergesprungen. Mein erstarrtes Herz wird langsam weich, pumpt schwerfällig Blut in meinen Körper und lässt Hitze zirkulieren. Ich kann diese Hitze nirgendwohin abgeben, also sammelt sie sich in meinen